Ueber die sprachliche Grenze der Chatten.

Von Hermann Pfister,
Hauptmann.

Nachstehende Abhandlung hat den Zweck, mein Chatten-Büchlein, das ich im Jahre 1868 bei Luckhardt in Kassel erscheinen ließ, zu vervollständigen und einen besonderen Abschnitt desselben zu bilden, den ich gegen das Ende hin einschieben würde, falls mir gegenwärtig Zeit und Muße zur Besorgung einer zweiten, hie und da zu vermehrenden Auflage bliebe. Meine Verweisungen in vorliegendem Aufsatze beziehen sich also auf die Seitenzahlen in jener Schrift, sowie ich auch von der dort beigefügten Karte hier ausgehe. Und sollte die Kritik sich etwa dieses Aufsatzes annehmen, so müßte ich gleichfalls bitten, die Begründung mancher, hierunter einfach gegebenen Behauptung vorher in jener kleinen Schrift einzusehen.

Kaum gibt es noch einen deutschen Stamm, der so wie der chattische mit dem heimischen Boden seit Uralters verwachsen wäre, und bei dem es in gleichem Maße gelingen könnte, Gegenwart und graue Vorzeit zu verknüpfen. Pflicht der Enkel ist daher, durch liebevolle Hingebung an die Vergangenheit, den Ahnen ein Denkmal treuer Gesinnung zu setzen, und die Bedeutsamkeit des eigenen Stammes auch in den großen Angelegenheiten des ganzen deutschen Volkes zu würdigem Ausdrucke gelangen zu lassen. Wir waren, seit der Römer Tagen, mehr denn einmal der Hort Deutschlands.

Wenn wir das chattische Gebiet, wie es zu römischer Zeit aus geschichtlichen Gründen angenommen werden muß, und wie es auch recht wohl im Einklange mit heutigen Scheiden der Mundarten erkannt wird, aus den Gauen uns zusammenstellen wollen, wie sie in der ersten kirchlichen

p 29877

437
P48Wb
pam

Eintheilung uns entgegentreten, so wären folgende herein zu ziehen: 1) der (fränkische) Hessen-Gau, 2) Ober-Lahngau, 3) Wetteraiba — in der von Landau gegebenen Ausdehnung, nemlich: eigentliche Wetterau, Vogelsberg, Kinziggau —, 4) Nieder-Lahngau, und zwar inbegriffen den Einrich, das Königshundert und den Niddagau.

Nun zeigt sich aber auf den ersten Blick, daß die Grenzen des solcher Weise erhaltenen Gebietes ringsum nirgends mit der sprachlichen übereinstimmen. Bald erscheinen die mundartlichen Grenzen, gegenüber der kirchlichen Abmarkung, weiter hinaus gerückt, bald, an anderer Stelle, aber wieder enger gezogen. So gehen z. B. durch jeden der beiden Lahngaue sehr bestimmte sprachliche Scheiden, und beweisen, daß die Bevölkerung des Gaues mit nichten eine einheitliche sei; umgekehrt ist der Gau des Vogelsberges und der Kinziggau gen Osten in keiner Weise mundartlich begrenzt — wenn man sie nemlich in der von Landau behaupteten Ausdehnung annimmt — und wären sie daher in Betreff Zusammenhanges und Abkunft der Bevölkerung nach jener Seite auch nicht abgeschlossen. Daß eine Bevölkerung etwa ihre heimischen Laute freiwillig mit denen einer anderen, in keiner Weise überlegenen oder bevorzugten Mundart vertauschen sollte *), ist ein Gedanke, dem man

*) Als Beispiel freiwilligen Aufgebens heimischer Mundart, zum Eintausche einer andern, dürfen die Friesen genannt werden. Sowohl im westlichen Schleswig als im Angelände der unteren Weser, haben sie zu größestem Theile vollständig ihre Sprache gewechselt; zu geringerem Theile bedienen sie sich wenigstens nebenher des s. g. Plattdeutschen, d. h. zumeist des ostfälischen Sächsischen. Dieß hat aber seine guten Gründe. Das Friesische ist unter allen niederdeutschen Mundarten die abweichendste, so daß es füglich als Uebergang zum Nordischen gelten darf. Das Ostfälische war dagegen auf bestem Wege, die Schriftsprache Niederdeutschlands zu werden und hatte, zur Blüthezeit der Hansa, selbst einen Stuhl in Oxford. Bis heute ist es wenigstens die allgemeine Verkehrssprache vieler, nicht bloß niederdeutscher Seeleute, Schiffer, Makler u. s. w. geblieben. Die Friesen bedienten sich desselben als einer lingua franca.

ohne Weiteres schwerlich Raum geben will; es bleiben also nur zwei mögliche Annahmen zur Erklärung dieser anfänglich befremdenden Erscheinung.

Entweder: Die Abgrenzung der Gaue ist wirklich eine ältere, d. h. eine vorchristliche; dann sehen wir darin das Ergebniß wechselseitiger Eroberungen, indem Theile des einen Stammes dem andern unterthan wurden. Dabei mag dann, durch eine den neuen Erwerb sichernde erzwungene Ansiedlung, hie und da ein Verschieben der sprachlichen Grenzen Statt gehabt haben; im Großen und Ganzen muß aber die alte Bevölkerung in den vom übrigen Stammesgebiete abgelösten Sitzen verblieben sein. Anders darf man sich überhaupt die Unterwerfung Deutscher unter Deutsche nicht denken. Sie hatte eben auf kriegerische Unterbötigkeit Bezug: die Ueberwundenen mußten Heeresfolge leisten, und erhielten vom herrschenden Stamme ihren Grafen gesetzt. Es waren also zunächst die höheren Stände, die betroffen wurden, und dann meistens mit ihrem Ingesinde und jüngerem Volke auswanderten. Die vielen Geleitszüge ins keltische Gebiet haben nicht bloß in altem Wandertriebe oder in Uebervölkerung, sondern oft auch in solchen Anlässen ihren Grund. Hier, gegen Menschen fremder Zunge, ward dann vom Sieger allerdings ein wesentlich anderes Eroberungs- bez. Austreibungs-Verfahren geübt.

Oder: Die Gaue sind zunächst unter kirchlichen Einflüssen abgemarket, und nur im Allgemeinen den alten volksthümlichen Gau-Verbänden angepaßt, und Zehentschaften und Hundertschaften gelegentlich auch einmal andern Gauen zugelegt. Dann sind wir um so mehr berechtigt, in allen

---

Nächstdem ist ein wichtiger Umstand nicht außer Acht zu lassen. Die Marschlandschaften sind vielfach durch Fieber ungesund In Ostfriesland z. B., wo heute, den echt friesischen Namen vieler Bewohner zu Trotze, einfaches „platt" gesprochen wird, ist das Lebensalter nicht hoch, und ohne fortwährenden Zuzug aus dem „Oberlande" stürbe die Bevölkerung allmählich aus. Das wirkt aber auch auf die Sprache.

fraglichen Fällen der versuchten Sonderung der Stämme nach Mundarten den Vorzug zu geben, d. h. die mundartliche Scheide für eine ethnographische zu halten.

Wahrscheinlich treffen beide Erklärungen zu, nemlich an einer Stelle diese, an anderer jene.

Meine Ansicht über die Möglichkeit, die Gebiete der zu römischer Zeit auftretenden Stämme in Verzeichnungen der Gegenwart wiederherzustellen, d. h. also die damaligen und die heutigen Stämme sich entsprechen und decken zu lassen, gipfelt überhaupt in der Ueberzeugung, daß die Scheiden der Mundarten der sicherste Anhalt seien. Man muß also zunächst und überall mit deren Auffindung beginnen, alsdann zusehen, welche Gaue innerhalb dieses mundartlichen Gebietes zu liegen kommen. In dritter Reihe ist dann nach den Gründen zu forschen, die das nicht zusammen fallen der mundartlichen und gauischen Grenzen verschuldet haben.

Es ist also der umgekehrte Weg, als ob man die Gaue in ganz starrer Begrenzung als das gegebene nähme, und nun die Mundarten hinein passen wollte, bez. da, wo dies nicht angeht, alsbald auf Auswandrungen schlösse. Schieben der Bevölkerungen ist allerdings vorgekommen; näher liegt aber doch in vielen Fällen die Annahme, daß äußere Gründe bei Abmarkung der uns überlieferten Gaue maßgebend waren, das heißt, daß diese nicht genau dieselben als jene zu römischer Zeit zu sein brauchen.

Ueber den Umstand, daß mundartliche und gauische Scheiden nicht zusammenfallen, kömmt man nun einmal nicht hinweg; es hilft da kein Sträuben, und eine Erklärung muß versucht werden. Was Landau in seiner Beschreibung des Hessengaues über die älteste chattische Geschichte beibringt und vermuthet, beruht im Allgemeinen wohl auf lichtvollen Anschauungen; er hat für Kenntniß

der Gaue und deren Verfassung viel gethan, weshalb ich in Folgendem wiederholt auf dessen Ansichten eingehen muß. Die Ergebnisse mundartlicher Forschung läßt er dabei aber gänzlich bei Seite. Hätte er z. B. beachtet, daß die Mundart des Ober-Lahngaues, des eigentlichen Batten-Landes, eine chattische sei, so würde er in den Batawen, die er von dort ganz richtig herleitet, wohl nicht Flüchtlinge vor den Chatten (während andere battische Volkstheile im Lande geblieben seien), sondern, in Uebereinstimmung mit ausdrücklichem römischem Zeugnisse, vielmehr selbst Chatten gesehen haben. Wollte dagegen, mit Rücksicht auf die heutige Mundart, Jemand die Erklärung versuchen, das weite Battenland sei, nach Abzuge der älteren Bewohner, vom Hessengaue aus neu besiedelt, so müßte die beschränkte Volksmenge dieses letzteren gegen solche Annahme bedenklich machen; zumal dann dieselbe Erklärung auf die Wetteraiba anwendbar wäre, wo heute auch eine chattische Mundart herrscht. Ueberhaupt treten die Chatten in allen ihren, wie es scheint, selbst gleichzeitig, an mehreren Grenzen geführten Kriegen, sei es mit ihren Nachbarn, sei es mit den Römern, als ein so volksreicher Stamm auf, daß man sie schlechterdings nicht auf den einen Hessengau beschränken kann: Hessen (das wäre suevisch Chassi oder Chissones, siehe S. 24–25 meines Chatten-Büchleins) in diesem Gaue, Batten im Ober-Lahngaue, Battuaren in der Wetteraiba, Mattiaken im Nieder-Lahngaue u. s. w. dürfen nur als Zweige jenes großen chattischen Volkes gelten.

Wir wollen nun noch einmal die Grenze begehen, um wo möglich die Zeit und die näheren geschichtlichen Umstände fest zu stellen, wann und wie sich die Abweichung der sprachlichen und der gauischen Grenzen ergeben habe. Fangen wir daher wieder im Norden an. — Auf Seite 29 der oben genannten Schrift ward gesagt, daß das Uebergreifen

des Niederdeutschen auf das südliche Ufer der Edder befremde, und sich auf jüngere Zeit zurückführen müsse. Dem entsprechend finden wir dann auch die Grenze des fränkischen Hessengaues — die also hier eine ursprünglichere denn die mundartliche wäre — ein gutes Theil nördlicher denn die heutige Scheide hochdeutscher und niederdeutscher Sprache gezogen, so daß hiernach in der That die Edder ein ausschließlich hessischer Fluß erscheint. Jenseits dieser Grenze treten wir aber in den sächsischen Hessengau ein.

Wir glauben in diesem letzteren das Gebiet der Fosi zu sehen, jenes cheruskischen Gauvolkes, das, wie römische Zeugnisse melden, in Abhängigkeit von den Chatten gerieth, nachdem diese aus langwierigen Kämpfen mit den Cheruskern als endliche Sieger hervorgegangen. Diese Fosi an die bei Celle in die Aller mündende Fuhse setzen zu wollen, wie Manche gethan haben, verstößt schon gegen die einfache Erwägung, daß es sich doch um einen dem chattischen Lande nachbarlichen Gau handeln müsse. Wir glauben übrigens unsere Annahme auch noch anders stützen zu können. Die Anwohner der Diemel heißen in Hessen (mundartlich) bis zur Stunde Deimel-Fossen, was wohl nur irrthümlicherweise von Schriftgebildeten in Diemel-Füchse übersetzt wird.

Vielleicht vom sechsten Jahrhunderte an, wenn nicht schon früher, dürfen wir dann einen Rückschlag annehmen. Schon seit dem dritten und vierten Jahrhunderte zur See gewaltig, und lange der Schrecken gallischer und brittischer Küsten, finden die Sachsen allmählich dann auch im Binnenlande Gelegenheit zu erneutem Aufschwunge, um so mehr als die Kraft der Franken durch Gallien abgeleitet ward. Ich glaube, daß damals die chattischen Hoheitsrechte über den später so genannten sächsischen Hessengau zeitweise verloren gegangen sind, und sogar eine Bedrängung der Chatten auf eigenem Boden in der Weise Platz gegriffen hat, daß nun umgekehrt Theile ihres Gebietes, und zwar das Angelände der Edder, in sächsischen Besitz gelangte und alsbald

auch neu besiedelt ward, so daß in dem fraglichen Gebiete, nemlich dem nordwestlichsten Zipfel des fränkischen Hessengaues, d. i. im größesten Theile des erzpriesterlichen Sprengels Schützeberg, sich wohl, bei gemischter Bevölkerung, die niederdeutsche Sprache durchsetzte, aber fränkischer Wohnbau, Huben-Ordnung und Gemäß sich erhielt. Auf der oben bezeichneten Seite 29 (des Chatten-Büchleins) ward eines Vorschiebens der Sachsen nach Süden ausdrücklich gedacht.

Wer weiß, wie weit nicht sächsisches Wesen mit der Zeit gediehen wäre, da gerade damals die Chatten an allen Ecken und Enden mit ihren Nachbarn zu thun gehabt zu haben und bedrängt zu sein scheinen, wenn nicht die fränkische Macht, die allen gallischen Besitz sich gesichert hatte, nun wieder nach Osten, und zumal auf die Schicksale ihrer hochdeutschen Stammesgenossen in der alten Heimath ihre ganze Aufmerksamkeit gelenkt hätte. In Folge der Sachsenkriege Kaiser Karls, oder vielleicht selbst früher schon, ward daher nicht nur jener Zipfel des fränkischen Hessengaues, sondern auch die Oberhoheit über das Fosenland zurückgewonnen.

Wie sie zum zweiten Male, im zehnten Jahrhunderte, verloren ging, erzählt Landau in seiner Beschreibung des Hessengaues ausführlich. Die Gelegenheit sich loszureißen, bot den Sachsen sich in dem Rückhalte, den sie an den Kaisern ihres Stammes fanden. In neuester Zeit befand sich nur ein geringer Theil des fosischen Landes, nemlich Kreis Hofgeismar und Striche des Kreises Wolfhagen in staatlicher Verbindung mit Kurhessen.

Wir wenden uns nach Nordosten und finden die Grenze des Hessengaues gegen Thüringen (längs des Kaufunger Waldes, nach Süden bis gen Iba und Hönebach), auf der Wasserscheide der Fulda und Werra, während nach unseren mundartlichen Untersuchungen die ethnographische Grenze

vielmehr auf der Wasserscheide der Werra und Unstruth vermuthet werden darf, also gar nicht unbeträchtlich weiter nach Osten. Die Erklärung hierfür ist um so schwerer, als die Frage über das Verhältniß der Thüringe zu den Hermun-Duren noch endgültiger Antwort enträthet.

Wären beide derselbe Stamm, so erklärte sich der Verlust jener nordöstlichen chattischen Mark, des Landes nemlich vom Kaufunger Walde bis zum Hainich, einfach aus der Niederlage, die den Chatten von den Hermun-Duren beigebracht sein soll, und die strittigen Salzquellen müßten bei Allendorf in den Sooden angenommen werden. Wie schon an früherer Stelle (S. 32—33 des Chattenbüchleins) ausgeführt, spricht aber Manches dafür, in dem heute Ostfranken genannten Stamme die Nachkommen der alten Duren zu sehen, deren Sitze sich doch gegen die Donau hin erstreckt haben sollen, ursprünglich aber vielleicht, nördlich des Gebirges, auch Theile des heutigen Thüringens mit begriffen haben könnten.

An jener Stelle oben ward die Vermuthung ausgesprochen, der Name „Thüring" könnte auf andere, in weiland durisches Gebiet eingerückte Sueven übergegangen sein. Leicht möglich haben aber beide Namen nichts mit einander gemein, denn die Verschiebung des Anlautes ist seit ältesten Zeiten doch nicht so ganz in Ordnung. Aber lassen wir das auch, und nehmen einmal an, Thüringe seien, wenn nicht leibliche, so doch örtliche, räumliche Nachfolger der Duren; wie, wenn es etwa die früher Sêmnen (Sêmno, Sêmnones) geheißenen Sueven wären, die einst im heutigen Brandenburg ansässig sich im Gewühle der Völkerwanderung, dem slawischen Einbruche ausweichend, hier zwischen Longobarden, Cheruskен und ältere Duren mit einem Theile ihrer Volksmenge eingeschoben hätten?

Jene eigentlichen Duren wären dafür südlich gegen die Donau weiter vorgerückt, wo ihnen hinwieder markomannische Bojoaren, Schwaben und Burgunden Platz

machten, von denen die beiden ersteren sich über römisch-keltische Alpengegenden ergossen, während die Burgunden, deren ursprüngliche Heimath das heutige Posen, und die an der Donau nur vorübergehend gesessen, zunächst nach der Pfalz (Gebiet der Nemeten und Wangione), dann aber nach Gallien aufbrachen.

Beachtung verdient immer, daß der sêmnische Name — und der Stamm wird doch als bedeutend bezeichnet — so gänzlich aus der Geschichte verschwindet.

Das Alles dürften wohl für lange noch, wenn nicht für immer, ungelöste Räthsel bleiben. Für unsere Frage können wir eben keine Antwort gewinnen, und müssen uns bei der Erkenntniß bescheiden, daß im Angelände der unteren Werra eine Volksmischung, jedoch mit überwiegend chattischem Gepräge, eingetreten ist*). Obwohl diese Gegend nicht zu dem uns geschichtlich überlieferten Hessengaue gehört, sondern als thüringische Germara-March erscheint, muß die Erinnerung alter Zugehörigkeit doch lange noch im Gedächtnisse des Volkes wach geblieben sein; denn wie hätte sonst man jemals streiten gekonnt, ob Eisenach auf ursprünglich hessischem Boden gebaut wäre!

Heute dagegen besteht die Neigung, den landschaftlichen Begriff Thüringen in ungenauer, gewissermaßen spielender Weise über die ethnographische Grenze hinaus zu erstrecken, die im Rennsteige, von Eisenach bis zum Igelshiebe gegeben ist. Auf Grund staatlicher Verhältnisse nennen sich ganz ungebührlicher Weise, z. B. Hildburghäuser, auch Thüringe.

Auch die beliebte Bezeichnung der Werra als eines thüringischen Flusses ist, wie wir gesehen haben, falsch.

---

*) Zu den sprachlichen Ausführungen auf S. 31–33 der obigen Schrift können wir hier noch Folgendes hinzufügen: In älteren eschwegischen Urkunden erscheint sogar die Unterscheidung, daß selbst *anlautendes p* vor Konsonanten noch bestehet, und nur vor Vokalen zu **ph** = f wird; also phunt = Pfund, aber noch plueg = Pflug. Solche Sprache wäre somit gar zu dreien Vierteln chattisch.

Sie fließt erst bei den Ostfranken, bis Salzungen, dann bei den Chatten, bis Münden. Reines Thüringisch wird nirgends an ihren Ufern gesprochen. Wenn sie nach römischem Zeugnisse apud Hermunduros floß, so würde das eben für deren Einerleiheit mit den heutigen Ostfranken zeugen.

Indem wir in südöstlicher Richtung weiter gehen, finden wir auf unserem Kärtchen, außerhalb des chattischen Landes, ein ringsum begrenztes Gebiet, für das wir im Früheren (a.a. O. S. 43) den Gesammtnamen „wasungisch" gebrauchten. Daß dies außerhalb der Grenzen des Hessengaues, bez. der Wetteraiba bleibt, ist fast selbstverständlich; haben wir doch, trotz vielfacher Anklänge der Sprache, nicht für rathsam gehalten, dasselbe auch nur mundartlich zu beanspruchen.

Da ich geneigt bin, eher in den so genannten Ostfranken die alten Hermun-Duren wieder zu finden, so ward oben vielmehr der ganze wasungische Bezirk als der im berühmten Salzkriege den Chatten entrissene Boden angesehen, und käme alsdann nicht sowohl Allendorf in den Soden, sondern Salzungen in Betracht. Die neuen Ansiedeler scheinen aber die sitzen bleibende Bevölkerung überwogen zu haben. Die heutigen Einwohner sind also im Blute aus Hessen und Ostfranken gemischt, so zwar, daß der ostfränkische Gehalt vorherrscht. Thüringe sind es keines Falles — wie sie dann auch über der Grenze des Rennsteiges liegen; — gleichwohl wird dieser Boden in den Bereich des thüringischen Westergaues gezogen. Möglicher Weise fällt die Erstreckung des thüringischen Gebietes über das wasungische Land und über die Germara-March, also die Beschränkung der Ostfranken und der Chatten in ein und dieselbe Zeit; vielleicht die der Blüthe jenes durch die Merowinge dann später (ums Jahr 531) niedergeworfenen Reiches König Ermenfrids. Doch sahen wir das wasungische viel weniger, denn die Sprache im Angelände der unteren

Werra, thüringisch gefärbt, was auch durch die Scheide des Gebirges erklärlich wird.

Wenn nach alle dem angenommen werden muß, daß schon seit geraumer Zeit, also vielleicht seit jenem oft erwähnten Salzkriege, das wasungische Land ohne Beziehung zum übrigen chattischen Gebiete stand, so muß dagegen die wunderliche Grenze auffallen, die erst den Hessengau, dann die Wetteraiba — (doch immer in der Landauischen Abmarkung gedacht) — vom Grabfelde scheidet. Da bildet die Fulda von Friedlos (d. i. Fridolfes-Husen) unterhalb Hersfeld bis Kerzell oberhalb Fuld fast die ganze Strecke lang die Grenze.

Gegen die Ursprünglichkeit solches Verhältnisses muß aber in erster Reihe der Einwand erhoben werden, daß von Hause aus Flüsse und Ströme weder im Großen zwischen ganzen Völkern, noch im Kleinen zwischen Stämmen und Gauen solche Grenzen bilden. Allenfalls trifft so etwas einmal hinsichtlich eines Baches zu. Große Gewässer sind eben keine Scheiden, sondern die besten Vermitteler des Verkehres, und es gibt wohl auf der Erde wenig Fälle, wo an beiden Ufern nicht dasselbe Volk wohnte *). Auch fehlt jede andere Stütze, um längst der oberen Fulda eine ethnographische Grenze zu suchen. Am rechten Ufer wird überall genau dieselbe Mundart gesprochen wie am gegenüber liegenden linken. Nicht anders befremdet die Ausdehnung des Namens „Grabfeld" auf Buchonien und über die echte Volks-Scheide hinaus, die in der hohen Rhön gegeben ist.

---

*) Man mag hiernach auch das widersinnige Gerede französischer Unkunde beurtheilen, wann sie von ihren „natürlichen" Grenzen handeln; die liegen auf der Wasserscheide des Wasichen-Gebirges. —

Ein Beispiel aber, wo wirklich ein Strom trennet, bietet die untere Donau, die Scheide zwischen bulgarischer und rumänischer Sprache. Hier haben wir jedoch durchaus keine natürliche, sondern gar sehr eine künstliche Grenze, entstanden durch die römischen Grenz-Befestigungen, und durch erzwungene Ansiedelung ganzer Legionen in größestem Maßstabe.

Und nicht nur mit Rücksicht auf die Mundart, sondern auch aus geschichtlichen Gründen muß Buchonien zu beiden Seiten der Fulda angenommen werden. Hat also Landau Recht, indem er die sogenannte fuldische Mark dem Gaue Wetteraiba zulegt, dieselbe aber nur am linken Ufer sich erstrecken läßt, so daß dadurch Buchonien und zugleich das Gebiet der fuldischen Mundart in der Längen-Richtung zerschnitten wird, so haben wir daran ein recht auffälliges Beispiel, daß die mittelalterlichen Gaue nicht überall mehr auf ältesten Verhältnissen beruhen.

Ich stehe daher nicht an, die ganze, gen Osten gewandte, hersfeldisch-fuldische Grenze für eine willkürliche anzusehen, das heißt für eine durch die geistlichen Macht-Befugnisse der Erzbisthümer Mainz und Würzburg hervorgerufene. Es darf also in dieser ganzen Gegend bei der, in unserer Karte verzeichneten, auf genauester örtlicher Untersuchung beruhenden, mundartlichen Grenze zwischen Ostfranken und Chatten in der Rhön sein Bewenden haben.

Dasselbe würde dann auch für die ungebührliche Ausdehnung des ostfränkischen Saalgaues über Theile des oberen Fulda- und Kinzig-Gebietes gelten. Auch hier hat die kirchliche Eintheilung, unter heute uns verborgenen Gesichtspunkten, ihre eigenen Grenzen gezogen, und kann man auf Grund der Mundart nicht einmal eine Volks-Mischung annehmen, die ein schwankendes Hinzuzählen der durch die gauischen Scheiden hier auch zerschnittenen hanauischen Bevölkerung, sowohl zu diesem als jenem Stamme, etwa zuließe.

Betrachten wir die Verhältnisse im Süden, so weicht die Grenze der Wetteraiba (und zwar des Kinziggaues) gegen den Maingau, auf der ganzen Strecke vom Spessarte bis Frankfurt hin, nur unbedeutend von der von uns angenommenen ethnographischen Scheide zwischen chattischem und pfälzischem Gebiete ab. Da ich schon früher bekennen

mußte, mit den mundartlichen Verhältnissen gerade dieser Gegend minder vertraut zu sein, so muß ich mir auch versagen, auf diesen Umstand hier näher einzugehen.

Maingau, Ober- und Nieder-Rheingau, die im Süden nach einander das chattische Gebiet begrenzen, müssen wahrscheinlich aber alle drei dem pfälzischen Stamme zugesprochen werden, als dessen Vertreter zu römischer Zeit eben nur Nemeten und Wangione angenommen werden können. Ob das Eintreten des pfälzischen Stammes in das Knie des Rheines — nemlich im Nieder-Rheingaue — ein ursprüngliches ist, oder gelegentlich eines glücklichen Krieges auf Kosten der Rheinfranken oder auch der chattischen Mattiaken geschah; etwa um sich dafür zu entschädigen, daß den Burgunden vorübergehend ein Theil des Bodens abgetreten werden mußte, ehe diese nach Gallien weiter zogen; oder im Gefolge der alemannischen Ueberschwemmung, der die Schlacht bei Zülpich, wo Rheinfranken und Chatten wohl gegen Alemannen und Pfälzer standen, dann Halt gebot — darüber fehlt jegliche Angabe.

Uebrigens sitzen die Pfälzer durchweg, von Bretten bis Kaub, zu beiden Seiten des Rheines.

Erwähnt sei nur, daß bei Langen-Schwalbach am Pfahlgraben, wo Nieder-Rheingau und Nieder-Lahngau zusammenstoßen, heute auch die pfälzische Mundart endet, deren Grenze hinüber an den Rhein durch fünf Orte: Lindscheid, Bamscheid, Dickscheid, Espenscheid und Dörscheid leicht in die Augen fällt. Daß sie auch in die Ohren falle, ward Seite 39 des Chatten-Büchleins gezeigt. Ist doch der pfälzische Stamm der einzige, der darin Schwaben und Alemannen gefolgt ist, daß er für inlautendes sowie auslautendes ſt und ſp dickes ſcht und ſchp entwickelt hat.

Allerdings ist diese, für das Erkennen der Stammheit so gelegene Eigenthümlichkeit gerade im Maingaue, Ober- und Nieder-Rheingaue am wenigsten, und stellenweise, wie es scheint, gar nicht zum Durchbruche gekommen, was

darauf hinweisen möchte, daß Rheinfranken in dieser Gegend den Pfälzern voraus gegangen seien, oder in späterer Zeit Mattiaken und Pfälzer, wie eben angedeutet, den Boden sich streitig gemacht haben.

Oben auf Seite 39—40 ward auch schon auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, zugleich aber auch die Möglichkeit ungenauer Aufzeichnungen ins Auge gefaßt. So gibt z. B. Firmenich eine sprachliche Probe aus Langen-Schwalbach, wo dickes *scht* im Inlaute vorkömmt, Gleichfalls bietet Kehrein in seinem trefflichen Werke (Volkssitte, Bd. II. S. 29) eine solche aus Kaub. Damit hätte man Belege aus den beiden nördlichsten Punkten des Rheingaues. Dagegen enthält eben Kehrein auch eine Probe aus Heidesheim am linken Ufer, Erbach gegenüber, wo zwar die Form: *Mischt*, nachher aber wieder die Formen: *Kost*, *jingst*, *Finster* vorkommen. Aufrichtig gesagt kann ich, bei den so fein gefügten deutschen Mundarten, mich ohne Weiteres nicht überreden, daß derselbe Mund, der *Mischt* spricht, *Kost* sagen sollte. Es handelt sich doch hier um eine Neigung der Sprachwerkzeuge, um eine Anlage im Gaumen. — Welches andere Merkmal der Unterscheidung in solchen Strichen jedoch immer bleibe, soll weiter unten im Zusammenhange nochmals dargelegt werden. —

Landau geht in der Geschichte der Chatten, die er der Beschreibung des sogenannten fränkischen Hessen-Gaues vorausschickt, wie schon oben erwähnt ward, von der Ansicht aus, daß nur in diesem Gaue der chattische Stamm ansässig sei, und daß in dem ganzen Gebiete zwischen demselben und dem Rheine und Maine nur rheinfränkische, oder überhaupt doch nicht-chattische Bevölkerung gefunden werde.

Den früher geäußerten Bedenken gegen solche Annahme soll hier noch eine weitere Ausführung gegeben werden. Landau spricht von den Kämpfen der Tenchtheren, Usipeten,

Ubier, Siggamber, und anderer rheinfränkischer Gauvölker gegen die Chatten, bevor sie deren Andrange auswichen, und theils dann auf das linke Ufer übergingen, theils Strom ab schoben. Er setzt überhaupt voraus, daß die zinsbar und kriegspflichtig gewordenen fremden Bevölkerungen die chattische Botmäßigkeit sich ungerne gefallen ließen. Nun muß man doch fragen, wie wäre wohl den Chatten möglich gewesen, am Rheine festen Fuß zu fassen, die Römer, die in eigennütziger Weise sich der Sache der Ubier u. s. w. annehmen wollten, wirksam zu bekämpfen, und hierbei die Bewohner beider Lahngaue, und wohl auch der Wetteraiba in Schach zu halten, ja sie zu zwingen, gegen eigensten Nutzen ihnen, den Chatten, Heeresfolge zu leisten, und so sich selbst noch fester in Abhängigkeit zu bringen! Jene Bevölkerungen müßten ja zusammen die Volks-Menge der auf den Hessen-Gau beschränkt gedachten Chatten dreifach überwogen haben. —

Nein, auch wenn die heutige Mundart nicht nöthigte, Lahngau und Wetteraiba als chattischen Boden zu beanspruchen, so müßte es doch die geschichtliche Erwägung, daß den Römern die Chatten als Anwohner des Rheines und Maines erscheinen*).

Landau hat gewißlich Recht in dem, was er über Tenchtheren, Usipeten, Ubier und Siggamber sagt, und über die anfänglichen Sitze beider letzteren; unzweifelhaft

---

*) Eine Bemerkung bei Kehrein ist des Bedenkens werth: daß in Nassau die Rheinschiffer das linke Ufer „Frankreich", das rechte „Hessenland" nennen, und zwar seit Alters, daher nicht erst seit der Zeit zwischen dem Lüneviller und Tilsiter Frieden. Ist aber die Redensart älter, so reicht sie in Zeiten hinauf, in welchen man das nächste fränkische Gebiet auf der linken Seite des Rheines „Frankenreich", das der hessisch fränkischen Herzoge „Hessenland" nennen konnte, insofern nicht letzteres erst seit dem Anfalle Katzenelnbogens an Hessen geschah.

„Wichtig ist jedes Falles, daß der Nassauer oder Mattiake seinen heimischen Boden hessisch nennt", urtheilt Kehrein.

ist es, daß der rheinfränkische Stamm im Gelände der Lahn durch die Chatten beschränkt ist. Doch möchte ich das Schieben der Stämme gen Westen und Rhein ab, zum Theile wenigstens, als ein friedliches, und vielleicht auf beiderseitigem Einvernehmen beruhendes ansehen. Man kann also mit Landau annehmen, daß die Ubier früher im Einriche gesessen waren, diesen Boden, um chattischer Hoheit sich zu entziehen, schließlich aufgaben und am linken Ufer des Rheines bei Köln sich ansiedelten (wo sie aber immer noch im Zusammenhange und innerhalb des Gebietes des rheinfränkischen Stammes blieben); auch daß die Siggamber allmählich nördlicher schoben, und an der Sieg hinauf sich auf Kosten der niederdeutschen Marsen ausdehnten *).

---

*) An dieser Stelle mag eine literarische Bemerkung Platz finden. Bekanntlich kömmt ein Wechsel im Volksnamen hie und da vor, wenn äußere Verhältnisse dazu Anlaß bieten (Markomannen: Baiern); zuweilen scheint auch der jüngere Name, wegen gleiches, ihm inne wohnenden Sinnes, den älteren allmählich zu vertreten: ein Beweis, daß die Bedeutung, nicht der Klang in früher Zeit als das Wesentliche empfunden ward (Cherusken: Sachsen).

In letztere Klasse fällt — wie bei Raßmann ausgeführt ist — die in unserem volksthümlichen Epos erscheinende Namens-Form: Heunen-Marsen. R. in seinem erschöpfenden Werke über Geschichte des Nibelunge-Liedes hat höchst wahrscheinlich das Richtige getroffen, wenn er alte Kämpfe zwischen Siggambern, denen Siegfried angehört, und Marsen für die Grundlage unseres Nibelunge-Liedes hält. Nach den Stürmen der Völker-Wanderung waren alle früheren Bezüge verwischt, neue gewaltige Ereignisse erfüllten die Gemüther, und die verdunkelten Personen und Oertlichkeiten des ursprünglichen Epos, dessen Inhalt in der nordischen Bearbeitung als Walsunge-Sage annähernd erhalten ist, wurden an jüngere, geschichtliche angelehnt, und liefen mit diesen in einander.

Zwischen jenem ersten Epos und unserem mittelalterlichen Nibelunge-Liede hält dann die nordische Dieterichs-Sage in so ferne die Mitte, als in ihr eine neue Verörtlichung der Sage noch nicht Statt gefunden hat. Der fränkische Gaugraf Dieterich von Berne (d. i. Bonn) ist dort zwar auch schon zum großen Ostgothen-Fürsten von Verona geworden, und ebenso der westfälische oder heunische Etzel zur hunnischen Gottes-Geisel, die Dieterichs-Sage weiß es aber noch nicht anders, denn daß Beide,

Die Tenchtheren möchte ich vom Niddagaue, die Usipeten vom Königshundert ausgehen lassen. In meiner früheren Schrift (Seite 13) ward angenommen, daß dort einzelne Bruchtheile zurück geblieben seien, da von späteren Schriftstellern Tenchtheren und Usipeten gleichzeitig unterhalb der Siggamber und oberhalb am Maine gekannt werden. Die Zurückbleibenden hätten sich damit den Chatten gefügt, und wären allmählich in ihnen aufgegangen.

Ich sehe dagegen, in bewußtem Gegensatze zu Landau, in der großen Mehrheit der Lahngauischen und wetterauischen Bevölkerungen, um hier zu wiederholen, eben so echte Chatten als im Volke des Hessen-Gaues. Der Kern der Chatten sind für mich Chassen und Batten (siehe Chattenbüchlein Seite 42–43). Erstere, deren Name heute noch in der Form Hessen fort bestehet, setze ich in den, allerdings erst noch durch thüringische Marken und Theile des Grabfeldes zu vervollständigenden, fränkischen Hessen-Gau; letztere in den Ober-Lahngau, von dem aber das durchaus rheinfränkische Siegerland abzutrennen ist. —

Vielleicht war das Stammes-Gebiet zu einer Zeit auf diese beiden großen Gaue beschränkt, vielleicht haben aber, von Anfange an, auch Wetteraiba (in weiterem Sinne) und Buchonien, das über Theile des Grabfeldes und Saalgaues bis in die hohe Rhön erstreckt werden muß, dazu gehört. In der Wetteraiba und Buchonien herrscht zweierlei chattische Mundart: wetterauisch-hanauisch und fuldisch, deren Scheide unter einander zugleich die echte, älteste Ostgrenze der Wetteraiba ergibt, gegenüber der von Landau aufgestellten, von der Kirche geschaffenen im Mittelalter.

um zu einander zu gelangen: also aus Italien nach Ungarn, über den Rhein müssen, was dagegen für das ursprüngliche Epos allerdings seine Richtigkeit hatte. In unserem mittelalterlichen Nibelunge-Liede sind dann vollends alle geschichtlichen Bezüge aus Rand und Band, worin doch kein Urtheil über dessen epische Schöne etwa liegen soll. — Das Ganze berühre ich übrigens hier nur, um auf den uralten Gegensatz: Franke und Sachse wieder hin zu weisen.

In der eigentlichen Wetterau wird eine dem Ober-Lahngauischen (oder nach heutiger Benennung: Oberhessischen) sehr ähnliche Mundart gesprochen (siehe a. a. O. S. 37 und weiteres). Ich griff daher die urkundlich überlieferte Namensform Bazzoarii, d. i. Battuarii auf; ein Gauvolk, das eben so als die an den Nieder-Rhein ausgewanderten Batawen, doch von den Batten ausgegangen sein muß, und wies sie dorthin Ueber Buchoniens Bewohner ward dort S. 34 gehandelt. —

Den Nieder-Lahngau, nicht bloß den Einrich, das Königshundert, den Nidda-Gau, halte ich dann wieder in Uebereinstimmung mit Landau für jüngeren, von rheinfränkischen Gauvölkern überkommenen Erwerb. Der Theil der Chatten, der hier sich ausbreitet, sind die Mattiaken. Man möchte sie, ihres Namens halben, von den Chassen, also den Niederhessen (siehe a. a O. S. 15 und 16) ausgehen lassen, wenn ihre Mundart nicht auch sie näher den Batten stellte. —

Die Verhältnisse an der unteren Lahn sind übrigens, durch Zwischenkunft der Römer, unfertige geblieben, und lassen sich heute Chatten und Rheinfranken in dortiger Gegend nicht leicht auseinander wirren. Mein Chatten-Büchlein ist an dieser Stelle auch ohne Abschluß geblieben, und wollen wir daher nochmals hier auf die Sprache eingehen.

Drei hochdeutsche Stämme: Pfälzer, Chatten, Rheinfranken zeigen in so ferne eine nähere Beziehung zu den Niederdeutschen, als sie hochdeutsches p f durch p wiedergeben; also P e r d, K o p, z a p p e. Für die sprachlichen Untersuchungen im Chatten-Büchlein war dann dieß auch ein hauptsächlicher Angel. Während die Pfälzer sich nun an dieser einen Eigenheit genügen lassen, gehen Chatten und Rheinfranken gemeinsam noch einen Schritt in niederdeutschem Geleise weiter. Beide sprechen anstatt c h s heute s s;

also Osse, wasse, sess. Beide haben endlich hie und da die Neigung t für ß zu sprechen; doch stehen die Rheinfranken, unter allem was hochdeutscher Art ist, mit ihrem dat, wat, et vereinzelt da. –

Als eigenthümliche Versteinerungen sind et, dat, wat aus der Zeit bestehen geblieben, wo die hochdeutsche Verschiebung eben erst anhub, während doch niemals beim Adjective jene Tenuis, anstatt der heute in s verderbten Aspirate ß erscheint; klainet, größet (oder gar grôtet) sind rheinfränkisch unerhört. Aber geradezu als glücklichen Umstand bez. Zufall muß die heutige Forschung es bezeichnen, daß die im chattischen Organe gleicherweise vorhandene Neigung sich nur an einem anderen Pronomen erzeigt; in Urkunden des Hessen-Gaues, der Wetterau, des Lahngaues u. s. w. begegnet allenthalben dit für diz, diß. Ein neuer Beweis für die nahe Verwandtschaft des rheinfränkischen und chattischen Stammes, die eine Scheide heute so schwer macht, daß in der Regel selbst Angehörige beider Stämme sich vorschnell als Landsleute begrüßen. –

Um also die Chatten ringsum — doch nicht gegen die Rheinfranken — abzugrenzen, war das Eintreffen beider Eigenheiten: p und ss nöthig, und hatten wir deßhalb die Formel: „Ossen unn Pere" (Ochsen und Pferde) angelegt. Daß die Pfälzer beim chs beharren, und Ochse, wachsen, Flachs sagen, ward daher als wesentliches Merkmal hingestellt, die Verdickung der verknüpften Laute st und sp in scht und schp dagegen nur als unterstützender Anhalt bezeichnet. Aus dem Aschaffenburgischen, dem Maingaue, dem Ober- und Nieder-Rheingaue erwähnt keine Aufzeichnung der Assimilation ss für chs; sie scheint dorten zu fehlen, und dies ist der Umstand, weßhalb trotz aller möglichen Anklänge, und selbst trotz vielleicht nicht eintretender scht und schp einstweilen der chattische Boden nicht südlicher denn von uns geschehen erstreckt werden darf. –

Wie und wo soll nun die Grenze zwischen Chatten

und Rheinfranken im Nieder-Lahngaue gezogen werden? Sicherlich nach dat und wat! und doch hat es wieder auch hierbei seine wenn und aber.

Wenn ich mich an einer andern Stelle schon dahin aussprach, daß die westerwäldische Mundart wohl ein Uebergangs-Gebiet darstelle, so finde ich neuerdings diese meine Ansicht in einer sehr eingehenden Schrift von Heinzerling über die Siegische Mundart (Marburg bei Pfeil) bestätigt und anerkannt. Trotz dat und wat kann das Westerwäldische nicht ohne Weiteres als rheinfränkisch gelten.

Ueber die Verbreitung von dat und wat in Nassau bin ich heute genauer unterrichtet. Im Königshundert habe ich es nirgends entdeckt, obwohl Kehrein behauptet, hie und da werde es am Taunus gehört. Im Nieder-Lahngaue wird es, nach Angabe des Professors Stoll zu Weilburg, durch eine Linie begrenzt, die noch die Orte Haiger, Rennerod, Westerburg, Langen-Dernbach, Hadamar und Limburg hereinziehet, deren Fortführung durch das Einrich mir aber noch versagt blieb. Oestlich und südöstlich dieser Linie hätten somit etwa zurück gebliebene rheinfränkische Bruchtheile keinen Einfluß auf die Sprache geübt. Dieselbe ist rein chattisch. Westlich und nordwestlich der Linie haben wir dann, bis zur Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn, d. h bis zur Kammhöhe des Westerwaldes, ein Gebiet, dessen Sprache durchaus die chattische des übrigen Nieder-Lahngaues ist, wo aber dat, wat, et in beschränktem Umfange eintritt.

Die Regel ist folgende: Vorgesetzt, als Artikel und mit demonstrativer Kraft heißt es dat; angehängt an ein Pronomen läßt sich 's sagen. Also z. B. „dat Wäldche", aber „en's Wäldche" (s. Kehrein S. 33.) Ferner: „et blaibt doabai", aber „doabai blaibt's". Endlich heißt es als Conjunction nur stellenweise und schwankend dat, häufiger gilt daß *).

*) Ich würde Ungenauheiten der Aufzeichnungen, oder Einfluß der Schriftsprache vermuthen, wenn das Gesetz nicht so offen zu Tage läge. Ich gebe hier noch einige Proben:

Offenbar kann man solche Sprache mindestens mit gleichem Fuge für chattisch als für rheinfränkisch halten; doch hat sie in ihrer ganzen sonstigen Anlage entschieden chattische Färbung. Ich hatte also Recht, wenn ich, von Hause aus, auch hier geneigt war in der Wasserscheide eine Scheide der Stämme zu erblicken. Dort auf der Kammhöhe des Westerwaldes und an der nordwestlichen Abdachung wird die Sache gleich anders. Hieß es diesseits z. B. „aich doacht's net, daß det Wasser freise sollt"; so heißt es jenseits der Wasserscheide: „aich doacht't net, dat det Wasser freise sollt". Also in rheinfränkischer Weise. Dazu kommen in diesem Theile des Westerwaldes niederdeutsch gefärbte Formen, wie „Weis", „dreise" d. i. treiben, die nur dem rheinfränkischen nicht aber dem chattischen möglich sind.

Kehren wir zu unserem geschichtlichen Standpunkte, so ergibt sich, daß nach Abzuge rheinfränkischer Gauvölker die Mattiaken nicht nur die leer gewordenen Sitze einnahmen,

---

aus Limburg:

wann dot Limborg nit wär; wu werd dot sein? wie mer et mache soll; unn Alles wot do es. — aber: Kaan von dei thout 's; gob 's jämmerliche Schläh; owa on's Schloß; daß mer hatt meene solle, — ja sogar: wos ower dot ärgerlichste wor.

aus Tiefenbach:

Der Hennes enn det Alloche; det nächst Mohl; wöi et waarig wär, — aber: wann's da(n) ham kom; du glaabt's et wär.

aus Montabaur:

eich kann der't sah(n); off't Haus; et Hussje (d. i. das Hüssierchen) — aber: omm deß eich als ahler Mann; vielleicht mecht sich't, es gibt su em Gered. (Hier dreht sich, aus irgend welcher lautlichen Neigung, die Regel um.)

aus Nomborn (Amtes Wallmerod):

dat dauert lang; beß dät se (bis daß sie); — aber: wenn's gout gieht . . .; en der Zeit wird 's bißche leiblich.

aus Westerburg:

waht Bahter schafft, waht Mönter lacht; wöi gout ett schmeckt; — aber: va(n) Hotzeln wöi seich's hört; soss kröit er ant off's Fräß (eines auf's Freß, d. i. Maul).

und zwar ungemischt bis zu jener von Prof. Stoll gezogenen Linie, sondern auch weitere Strecken hin mit Ansiedelern erfüllten, wo die nun gemischte Bevölkerung diesseits der Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn mehr chattischen, jenseits mehr rheinfränkischen Gehalt bekam. —

Vielleicht ist es gerade die Wahrnehmung dieser Eigenheit, die Müllenhoff von einer halbschlächtigen Mundart im Angelände der Lahn sprechen läßt, die sich bis nach Hessen und Thüringen hinüber ziehe. Der Zusatz Thüringen ist wohl ein Versehen; denn wie könnte — frägt auch Heinzerling — von einer rheinfränkischen Mundart gesagt werden, sie ziehe sich nach Thüringen hinüber, wo doch der chattische Stamm in seiner ganzen Breite, vom Taunus bis zum Hainich, dazwischen liegt! —

Um endlich den Anschluß für unseren Begang der Grenzen zu gewinnen, ist noch zu sagen, daß die rheinfränkische Mundart des Siegerlandes, die Heinzerling mit großem Fleiße uns dargelegt hat, sich scharf gegen die chattische des Wittgenstein-Berleburgischen abhebt, und auch geschichtlich zu keinen Bedenken Anlaß gibt.

Wir haben in unserer früheren Schrift auf Seite 18 und 43 die Subatten des Strabo, welche Namens-Form J. Grimm in Sigubatten auflöste, in den Kreis Berleburg gesetzt, und diese Vermuthung näher ausgeführt.

Damit wären wir am Ausgangs-Punkte unserer ethnographisch-geschichtlichen Wanderung wieder angelangt. —

Chatten und Rheinfranken! wohl ist ihre Geschichte auf das Innigste verknüpft, und, wie beide Stämme sich an mehr denn einer Stelle gemischt haben und in einander geflossen sind, so hat während vieler Jahrhunderte der Name des einen, ich meine der fränkische, für den anderen Stamm mit gelten gedurft.

Daß in frühester Zeit, das heißt, so weit zurück als unsere Kunde reicht, feindliche Berührung zwischen Beiden Statt gefunden, stehet geschichtlich fest. Es handelte sich um endliche Festigung der Stammes-Sitze, und bei dem allgemeinen Zuge der Völker aus Osten nach Westen mußte der hintere Stamm auch einmal schieben, wie er selber wohl geschoben ward.

So lange die Kelten dem germanischen Andrange immer weiter gen Westen wichen, durfte der Nachschub der germanischen Stämme unter einander friedlich verlaufen. Als jene aber nicht weiter westlich konnten, und zugleich der germanische Einbruch in Gallien durch die Römer gestauet ward, waren gegenseitige gelegentliche Bedrängnisse der Stämme nicht zu vermeiden.

In diese früheste Zeit, noch vor Christi Geburt, fällt der Abzug der Rheinfranken aus dem Angelände der Nidda und Lahn. Heinzerling bringt einen alten Reim bei, der auf eine frühere Feindschaft zwischen Siegerländern und Chatten deuten, und zugleich zeigen soll, daß jener diesen nicht als seines Stammes betrachtete:

„kemt der Häss
mer em lange Mäss,
schnit dir der Halz âs."

Mit einem ganz ähnlichen Liedchen werden übrigens auch in Niedersachsen heute noch die Kinder gescheucht.

Später sehen wir Chatten und Siggamber in innigen Beziehungen, während zwischen Chatten und den niederdeutschen Cheruskern Ruhe und Friede niemals lange herrschten.

Volksmischung zwischen Chatten und Rheinfranken darf auch im Trierischen, Lützelnburgischen, Dietenhofischen u. s. w. angenommen werden, indem die Römer wiederholt starke Haufen von einem Ufer ans andere, und tiefer nach Gallien hinein verpflanzten*). Wie weit Chatten alsdann

*) Im März 1871 erschien von mir in der Breslauer Zeitung ein Aufsatz, worin eingehends der Anfangs vernachlässigten Abtretung einer

später an der Eroberung Galliens Theil genommen haben, hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Doch liegt die Annahme zu nahe, daß die niederrheinischen Chatten, die doch im heutigen Holland nachbarlich mit den salischen Franken saßen, sich bei deren Aufbruche betheiligten.

Bezeichnend ist, daß gerade bei Rheinfranken und Chatten, die doch selbst manche niederdeutsche Eigenheit aufzuweisen haben, sich der Gegensatz zwischen hochdeutschem und niederdeutschem Wesen so recht herausbilden sollte. In den großen Kämpfen zwischen Franken und Sachsen, die schon in der merowingischen Zeit begannen, erscheint jedoch weder der chattische Name, noch dessen jüngere Vertretung, der hessische; der Stamm war staatlich im Frankenreiche aufgegangen; und wie später „hie Welf, hie Waibling!", schallte es damals Jahrhunderte lang, vom Niederrheine bis zur Weser: „hie Franke, hie Sachse!" Das Christenthum hatte mit diesem wohl uralten Völkerhader nichts zu thun, und Kaiser Karl hat nur die neue Lehre später staatlich verwerthet.

Der Name Franke ward ungebührlicher Weise seit dem

---

lothringischen deutsch sprechenden Landschaft gedacht ward. Es heißt darin an einer Stelle:

„Die Deutschheit des ganzen Dietenhofer und zum Theile Luxemburger Bezirkes ist überhaupt eine sehr alte, d. h. vorfränkische und geschichtlich nachweisbare. Durch gewaltsame Verpflanzung chattischer Volkshaufen hatten die Römer hier einen pagus Chattorum geschaffen (siehe J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache).

Man erkennt das auch im Augenblicke aus der Topographie des Landes, aus den Orts-Namen.

Hessen, Batten (Bataven) und Mattiaken waren nur Gauvölker des großen chattischen Stammes, und die Triologie jener Namen kehrt überall wieder, wo sich chattische Niederlassungen finden. So haben wir im Dietenhofischen und Lützelnburgischen wiederholt die Namen: Bettingen, Bettenburg, Betzendorf, Aumetz, Metzerwiese; dazu Chattenhofen (Cattenom). — Name der Stadt und Festung Metz, die auf welschem Boden erbauet ist, führt sich dagegen wahrscheinlich auf den gallischen, keltischen Stamm der Mediomatriken zurück." —

immer weiter erstreckt, und reicht vom Niederrheine bis zum Fichtelgebirge. Denn da von den Franken die Begründung des Reiches ausging, so begriff der fränkische Name zuletzt auch sich ferner stehende Stämme: Pfälzer und Ostfranken (Hermunduren?).

In anderer Weise freilich haben die Chatten Antheil an diesem Namen, da wir sie, schon Jahrhunderte früher, nur Hand in Hand mit den Rheinfranken sehen. Wenn nun dies in einander Aufgehen Beider einerseits die Schuld ist, daß der chattische Stamm kein besonderes Herzogthum im Reiche darstellte, so hat derselbe dafür doch andererseits auch vollen Anspruch darauf, daß bei allen Ehren, die den Franken die Nachwelt zollt, man nie vergesse, daß der Chatte zu jener Zeit Mitträger der fränkischen Geschichte ist.

Uebrigens kömmt es gleichwohl vor, daß die hessischen Grafen, indem sie zugleich die Grafschaft im Ober- und Nieder-Lahngaue, sowie im sächsischen Hessen inne hatten, den herzoglichen Titel führten, und der Ansatz zur Bildung eines eigenen Herzogthums war in der That gemacht, als in Folge mehrfacher Kämpfe gegen die Kaiser aus sächsischem Stamme, das chattische Gebiet wieder zerfiel — im Jahre 940. Erst dem Hause Brabant, das selbst aus chattischem Blute entsprossen, und dem wir wesentlich die Bewahrung unseres volksthümlichen Bewußtseins danken, war es vorbehalten, mit dem Erwerbe der Katzenellenbogischen Lande den größesten Theil der Stammesgebiete wieder zu vereinigen; doch abermals nur für vorübergehende Zeit.

Wenn man erwägt, wie rühmlich und thatenreich, unter trefflichen Fürsten, die Geschichte auch nur des kleinen Hessen-Kassels gewesen, so läßt sich die Rolle ermessen, die einem geeinten Chattenstamme im Reiche, bis auf die allerjüngste Zeit zugefallen wäre.

Geschrieben zu Rastadt, im Herbst 1871.